

Kurzrezensionen

Andrea Golato: Compliments and Compliment Responses. Grammatical Structure and Sequential Organization. (Studies in Discourse and Grammar, 15). Amsterdam, Philadelphia: Benjamins 2005. XI + 248 Seiten.

MARCUS CALLIES

Komplimente und Komplimenterwiderungen sind mittlerweile vor allem im Englischen, aber auch in anderen Sprachen, durch eine Vielzahl empirischer Studien im Rahmen der interkulturellen und Lernaltersprachenpragmatik sehr gut erforscht. Für das Deutsche allerdings bestand die vorhandene Literatur bislang vor allem aus Ratgebern zur Etikette und ‚richtigem‘ Komplimentverhalten. Das vorliegende Buch schließt nun diese Forschungslücke und liefert empirisch fundierte Daten zu Komplimenten und Komplimenterwiderungen im Deutschen.

Wie das Einführungskapitel darlegt, unterscheidet sich die Arbeit in ihrem methodologischen Ansatz von früheren, eher quasi-experimentell angelegten Studien, die überwiegend einzelne Sprechakte (also entweder Komplimente oder Erwiderungen) untersucht und diese in der Regel durch *multiple choice* und/oder Diskursergänzungsaufgaben elizitiert haben. Zum einen werden beide Sprechakttypen als zusammengehörige, ganze Diskurssequenz im längeren Gesprächskontext mit Hilfe eines konversationsanalytischen Ansatzes (*conversation analysis*) untersucht, zum anderen besteht die Datenbasis aus einem Korpus von authentischen Gesprächen zwischen Freunden und Familienangehörigen (überwiegend Angestellte und AkademikerInnen aus verschiedenen Teilen Deutschlands im Alter zwischen 25 und 35 Jahren). Insgesamt wurden 30 Stunden Videomaterial und sechs Stunden Audiomaterial (Telefongespräche) von ca. 60 InformantInnen ausgewertet. Kapitel 2 liefert eine kritische Bestandsaufnahme typischer Datenerhebungsverfahren sowie deren Vor- und Nachteile, und gibt so einen umfassenden, wenn auch nicht ganz vollständigen Überblick über die bisherigen Arbeiten. Es fehlen hier besonders die Studien zu Komplimenten und Komplimenterwiderungen in Video und Film, speziell Rose (2001), wie auch die verglei-

chenden Arbeiten von Nixdorf (2002), Probst (2003) und Mulo (2004) zu Komplimenten im Deutschen.

In den folgenden Kapiteln werden dann einzelne Aspekte der sequentiellen Diskursorganisation von Komplimenten und Komplimenterwidernungen genauer untersucht: die Konstruktion von Komplimenten als *first turn* (Kap. 3), ihre sequenzielle Einbettung und Funktion (Kap. 4) sowie Komplimente in *multi-party interactions* und die Funktion von *second compliments* bzw. *agreeing turns* dritter Personen (Kap. 5). Letzterer Aspekt ist in der Forschung bisher unbeachtet geblieben. Das gewählte Analysemodell liefert hier neue Ergebnisse: Bei *second compliments* handelt es sich um überwiegend Zustimmung signalisierende Partikel (*ja, ne?*) oder Interjektionen (*mmmh*), die von Dritten häufig vor der Erwiderung des eigentlichen Adressaten des Kompliments eingeworfen werden und so deren Bewusstsein für die interaktive Funktion von Komplimenten widerspiegeln.

Kapitel 6 schließlich besteht aus einem Vergleich von Komplimenterwidernungen im Deutschen und amerikanischen Englisch, der anhand der Ergebnisse von Pomerantz (1978) durchgeführt wird. Ein Kompliment zu erwidern versetzt den Sprecher in einen Konflikt zwischen Zustimmung und Bescheidenheit. AmerikanerInnen verwenden daher am häufigsten eine ‚Kompromisserwidernung‘, die sowohl zustimmende als auch ablehnende Anteile beinhaltet und dadurch die Möglichkeit bietet, die Konfliktsituation aufzulösen. Im Gegensatz zu der in populärwissenschaftlichen Publikationen verbreiteten und in der muttersprachlichen Intuition verankerten Meinung, Deutsche würden Komplimente überwiegend ablehnen, zeigt die Studie, dass sie tatsächlich nur sehr selten zurückgewiesen werden. Häufiger als Ablehnungen sind auch im Deutschen die im Englischen beobachteten Kompromisserwidernungen. Überraschend ist, dass im Deutschen Komplimente überwiegend angenommen werden, allerdings ohne die im Englischen üblichen *appreciation tokens* wie *thank you*, sondern eher durch Zustimmung in Form einer positiven Bewertung, etwa durch ein kurzes *ja* oder ähnliche Partikel wie *ne?*. Allerdings wird der hohe Anteil von zustimmenden Erwiderungen berechtigterweise mit dem Hinweis relativiert, dass es sich bei den Daten um Alltagsgespräche zwischen sich nahe stehenden Personen handelt.

Die Verfasserin legt hier eine in Methode und Analyse sehr sorgfältig durchgeführte Studie mit wertvollen neuen Ergebnisse vor, die zudem interessante Unterschiede zu Komplimenterwidernungen im Englischen aufdeckt, welche nicht zuletzt auch von Bedeutung für Fremdspracherwerbsforschung und -unterricht sind.

Literatur

- Mulo Farenkia, Bernard (2004). *Komplimentverhalten im deutsch-kamerunischen Vergleich*. Habilitationsschrift, Universität des Saarlandes. (Erschienen 2004 als *Kontrastive Pragmatik der Komplimente und Komplimenterwiderungen*. Aachen: Shaker)
- Nixdorf, Nina (2002). *Höflichkeit im Englischen, Deutschen und Russischen. Ein interkultureller Vergleich am Beispiel von Ablehnungen und Komplimenterwiderungen*. Marburg: Tectum.
- Pomerantz, Anita (1978). Compliment responses. Notes on the co-operation of multiple constraints. In *Studies in the Organization of Conversational Interaction*, Jim Schenkein (ed.), 79–112. New York: Academic Press.
- Probst, Julia (2003). Ein Kompliment in Ehren ... Aspekte eines „höflichen“ Sprechaktes in mehreren Sprachen. In *Übersetzen, Interkulturelle Kommunikation, Spracherwerb und Sprachvermittlung – das Leben mit mehreren Sprachen. Festschrift für Juliane House zum 60. Geburtstag*, Nicole Baumgarten et al. (Hg.), 210–225. (= *Zeitschrift für Interkulturellen Fremdsprachenunterricht*, 8, Bd. 2/3)
- Rose, Kenneth R. (2001). Compliments and compliment responses in film: Implications for pragmatics research and language teaching. *International Review of Applied Linguistics in Language Teaching* 39: 309–326.

Konstanze Jungbluth: Pragmatik der Demonstrativpronomina in den iberoromanischen Sprachen. Tübingen: Niemeyer 2005. 256 Seiten.

MARTINA EBI

Je mehr man sich mit ihnen beschäftigt, desto komplexer stellt sich ihre Verwendung dar: die Demonstrativa einer Sprache. Dieser Herausforderung stellt sich Konstanze Jungbluth in ihrer Habilitationsschrift, in der sie sich den spanischen Demonstrativa widmet und sie mit den katalanischen und denen des brasilianischen Portugiesischen vergleicht.

Die im Rahmen des Tübinger Sonderforschungsbereichs „Linguistische Datenstrukturen“ entstandene Arbeit baut auf reichem Datenmaterial auf: In eigener Feldforschung wurden einerseits solche Situationen gesucht, in denen traditionell viele Anweisungen gegeben werden und die so durch teilnehmende Beobachtung gewonnenen Daten aufgezeichnet. Andererseits wurden die Gespräche von Versuchspersonen, die Werkzeuge und Geräte erklären mussten, audio-visuell festgehalten. Eine qualitative Auswertung beider Datentypen ergab, dass erst durch eine Modellierung des Gesprächsraums und die Positionierung der Gesprächspartner die verschiedenen Verwendungen der Demonstrativa erklärt werden können.

Die Arbeit ist in fünf Kapitel gegliedert. Im ersten Kapitel werden die Begrifflichkeiten erläutert und die vorherrschenden Forschungsansätze vorgestellt: Die distanzorientierte Analyse geht davon aus, dass die Entfernung zum Sprecher das ausschlaggebende Kriterium für die Verwen-

derung der Demonstrativa ist. Im Gegensatz dazu ordnet der personenorientierte Ansatz die Demonstrativa dem Sprecher bzw. Hörer zu. Beide Theorien können jedoch die tatsächlichen Verwendungen nur ungenügend klären, da sie sich einseitig auf den Sprecher konzentrieren und implizit davon ausgehen, dass die Gesprächspartner einander zugewandt sind. Dies ist jedoch nicht immer der Fall, weshalb Jungbluth auf den Begriff der „Gesprächsdyade“ (Weinrich 1988) zurückgreift.

Im zweiten Kapitel, dem Kernstück der Arbeit, werden die Forschungsergebnisse zur lokal-deiktischen Verwendung der spanischen Demonstrativa vorgestellt und auf den zeitlichen, sozialen und den textuellen Raum übertragen. Es zeigt sich, dass in side-by-side-Gesprächen alle drei Demonstrativa zur Sequenzierung naher und ferner Räume verwendet werden. Dagegen werden in face-to-back-Gesprächen, in denen sich der Sprecher hinter dem Hörer befindet, nur zwei Terme, der erste für den sprecherseitigen Raum, der zweite für den hörerseitigen Raum, gebraucht. Vergleichbares gilt für face-to-face-Situationen. Hier werden nur der erste und der dritte zur Kontrastierung „innerhalb“ bzw. „außerhalb“ des gemeinsamen Gesprächsraums verwendet. Durch die Einbeziehung des Gesprächsraums in die Analyse verknüpft Jungbluth somit den distanzorientierten und den personenorientierten Ansatz. Leider werden bei face-to-back-Gesprächen nur solche Situationen berücksichtigt, in denen sich der Sprecher hinter dem Hörer befindet. Gespräche, in denen sich das Referenzobjekt im Rücken des Sprechers jedoch vor dem Hörer befindet, wären ebenfalls einer Untersuchung wert.

In den Kapiteln 3 und 4 weitet die Autorin den Blick auf die Demonstrativa im Katalanischen und brasilianischen Portugiesischen aus. Beide Sprachen verwenden je nach Variation nur zwei Terme. Jungbluth zeigt jedoch, dass ihre Systematisierung auch dann greift, im Zweifelsfall wird die Referenz durch Demonstrativadverbien oder Possessiva disambiguiert. Allerdings beruhen diese Beobachtungen hauptsächlich auf der Basis sekundärer Daten und Darstellungen.

In Kapitel 5 werden die Forschungsergebnisse zusammenfassend gegenüber gestellt und mit anderen, auch typologisch nicht verwandten Sprachen, wie z. B. dem Japanischen und Finnischen verglichen. Der Vergleich dieser drei romanischen Sprachen ist sowohl in sprachhistorischer als auch in typologischer Hinsicht interessant. So konnte die Autorin zeigen, dass beim Sprachwandel keineswegs einer der drei deiktischen Terme bevorzugt weiterverwendet wird. Auch widerlegen die spanischen Daten die These, dass sich Sprachen tendenziell zu einem zweistelligen deiktischen System hin entwickeln.

Die Hauptleistung der Monographie liegt jedoch in der Auseinandersetzung mit Daten der gesprochenen Sprache. Die Arbeit ist ein Beweis dafür, dass die qualitative Auseinandersetzung mit natürlichen Sprach-

daten eine unverzichtbare Grundlage für jede weitere quantitative Untersuchung ist.

Martina Ebi Tübingen (martina.ebi@japanologie.uni-tuebingen.de)

Literatur

Weinrich, Harald (1988): Über Sprache, Leib und Gedächtnis. In *Materialität der Kommunikation*, Hans Ulrich Gumbrecht & K. Ludwig Pfeiffer (eds.). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Ursula Klenk: Generative Syntax. Tübingen: Narr 2003. 261 Seiten.

CARSTEN NAEHER

Das hier besprochene Lehrbuch von Ursula Klenk stellt eine Einführung in die wichtigsten generativen Syntax- und Grammatiktheorien dar, wobei sowohl transformationelle als auch nicht-transformationelle Modelle behandelt werden.

Kapitel 1 erläutert die Zielsetzungen der generativen Syntaxtheorie und führt grundlegende Begriffe wie „Konstituentenstruktur“, „syntaktische Kategorien und „syntaktische Funktionen“ ein. Kapitel 2 ist kontextfreien Grammatiken gewidmet, deren Formalismus formal präzise definiert wird. Die Frage, ob kontextfreie Grammatiken als Theorien der Syntax natürlicher Sprachen adäquat sind, wird unter Verweis auf die „üblichen Verdächtigen“ (Kongruenz, diskontinuierliche Konstituenten usw.) dahingehend beantwortet, dass sich gewisse Generalisierungen durch ausschließliche Verwendung klassischer kontextfreier Grammatiken nicht oder zumindest nicht elegant erfassen lassen. Dies wird dann zum Anlass genommen, die Annotation kontextfreier Regeln mit Merkmalsstrukturen und die Einführung von Regelschemata zu motivieren. Zudem wird kurz auf kontextsensitive Grammatiken, Parsing mit kontextfreien Grammatiken und die Geschichte der generativen Syntax- und Grammatiktheorie eingegangen. Kapitel 3 behandelt Transformationsgrammatiken in der Tradition Chomskys, wobei zunächst die Standardtheorie vorgestellt und kritisch erörtert wird. Dass Klenk dabei überwiegend mathematische Einwände anführt, ist insofern etwas irreführend, als derlei Argumente für die Weiterentwicklung der Standardtheorie zum Prinzipien-und-Parameter-Modell (P&P) nicht *primär* ausschlaggebend waren (Horrocks 1987: 55–94, Manaster-Ramer 1988: 99–100). P&P (sprich: die Government-Binding-Theorie) wird auf rund 20 Seiten dargestellt, wobei unter der Überschrift „Neue Entwicklungen“ auch kurz

auf das Minimalistische Programm eingegangen wird. Anschließend werden in den Kapiteln 4–6 mit GPSG, HPSG und LFG drei wichtige nicht-transformationelle Grammatiktheorien behandelt. Kapitel 7 geht auf einige neuere Entwicklungen ein, während Kapitel 8 Lösungen der Übungsaufgaben enthält. Optimalitätstheoretische Zugänge zur Syntax werden nicht thematisiert.

Klenks Darstellung ist ausgewogen und ermöglicht einen raschen Einstieg in die Originalliteratur. Positiv hervorzuheben ist, dass das Buch neben deutschen und englischen Beispielen auch solche aus romanischen Sprachen enthält (wobei das spanische Beispiel (37b) auf S. 100 von Sprechern mehrfach als ungrammatisch bewertet wurde). Während es auf Deutsch nichts Vergleichbares gibt, erinnert der Aufbau an die englischsprachigen Einführungen von Horrocks (1987) und besonders Sells (1985). Im Vergleich zu Letzterem besitzt Klenks Buch jedoch den Vorteil, auch die HPSG zu berücksichtigen, während ein Nachteil darin besteht, einem abschließenden Vergleich der behandelten Theorien kein eigenes Kapitel zu widmen (wie z. B. Thomas Wasows Nachwort in Sells 1985: 193–205). Letzteres wäre aber gerade auch in Hinblick auf HPSG und LFG angebracht gewesen, da sich diese Theorien aufgrund von Weiterentwicklungen in den letzten Jahren inzwischen deutlicher voneinander unterscheiden als gemeinhin angenommen wird. Zur Klenks Behandlung der HPSG ist anzumerken, dass es sich bei Pollard & Sag (1994) keineswegs *nur* um „Erweiterungen und Modifikationen“ (Klenk 2003: 152) von Pollard & Sag (1987) handelt, sondern in Hinblick auf die zugrunde liegenden Formalismen, deren Semantik und die jeweils angenommene Konzeption einer natürlichen Sprache um völlig unterschiedliche Ansätze (Richter 2000). Somit ist es fraglich, ob es tatsächlich sinnvoll bzw. möglich ist, „[a]us Gründen einer einheitlichen Darstellung [...] die Versionen von 1987 und 1994 [gemeinsam] zugrunde“ zu legen (Klenk 2003: 152). Dass dies auch in anderen Einführungen in die HPSG so gehandhabt wird, liegt daran, dass Grammatiken, die sich an Pollard & Sag (1987) orientieren, *phänotypisch* jenen ähneln, die auf Pollard & Sag (1994) beruhen. Hingegen halte ich Klenks Entscheidung, auch der *in praxi* kaum noch verwendeten GPSG ein eigenes Kapitel zu widmen, sowohl aufgrund der Bedeutung der GPSG für die Entwicklung der HPSG als auch ihrer wohlverstandenen mathematischen Eigenschaften für sinnvoll. Zur Behandlung der LFG ist noch anzumerken, dass man einen Hinweis auf Dalrymple (2001) und Falk (2001) vermisst.

Davon abgesehen kann ich das Buch all denjenigen, die nach einer gut lesbaren und formal präzisen Einführung in die generative Grammatiktheorie suchen, sich aber zunächst nicht auf einen bestimmten Zugang festlegen möchten, guten Gewissens empfehlen.

Literatur

- Dalrymple, Mary (2001). *Lexical Functional Grammar*. San Diego, CA: Academic Press.
- Falk, Yehuda N. (2001). *Lexical-Functional Grammar. An Introduction to Parallel Constraint-Based Grammar*. Stanford, CA: CSLI Publications.
- Horrocks, Geoffrey (1987). *Generative Grammar*. London, New York: Longman.
- Manaster-Ramer, Alexis (1988). Rezension von Walter J. Savitch, Emmon Bach, William Marsh & Gila Safran-Naveh (Hgg.), "The Formal Complexity of Natural Language". *Computational Linguistics* 14: 98–103.
- Pollard, Carl & Ivan A. Sag (1987). *Information-Based Syntax and Semantics*. Vol. 1. Stanford, CA: CSLI Publications.
- Pollard, Carl & Ivan A. Sag (1994). *Head-Driven Phrase Structure Grammar*. Chicago: University of Chicago Press.
- Richter, Frank (2000). A Mathematical Formalism for Linguistic Theories with an Application in Head-Driven Phrase Structure Grammar. Unveröffentlichte Dissertation, Universität Tübingen.
- Sells, Peter (1985). *Lectures on Contemporary Syntactic Theory. An Introduction to Government-Binding Theory, Generalized Phrase Structure Grammar, and Lexical-Functional Grammar*. Stanford, CA: CSLI.

Martin Neef: Die Graphematik des Deutschen. Tübingen: Niemeyer 2005 (Linguistische Arbeiten, 500). VI + 215 Seiten.

CHRISTINA NOACK

Linguistische Arbeiten zur Graphematik des Deutschen sind mittlerweile so zahlreich erschienen, dass man sich zunächst fragen kann, inwieweit eine weitere Darstellung hier Neues bringt. In seiner 2005 veröffentlichten Habilitationsschrift erhebt der Autor den Anspruch, das Verhältnis zwischen Schreibungen und Lautungen der deutschen Standardsprache rein theoretisch zu modellieren, ohne dabei etwa Wertungen über die Konsistenz des orthographischen Systems und seiner Regeln oder gar Optimierungsvorschläge vorzunehmen. Die Arbeit ist also rein deskriptiv ausgelegt, bewusst ausgeblendet bleiben historische Entwicklungen des deutschen Schriftsystems, ebenso Aspekte der psycholinguistischen Schriftverarbeitungs-forschung.

Zentral für die Arbeit ist die Unterscheidung zwischen „Graphematik“ und „Orthographie“; unter ersterer wird hier das Verhältnis zwischen Phonologie und schriftlicher Repräsentation verstanden, während die Orthographie als „konventionell geregeltes System“ definiert wird (zu diskutieren wäre dabei die Frage, ob es sich bei der Graphematik tatsächlich um ein „natürliches System“ handeln kann, wie der Autor postuliert). Spannend ist in diesem Zusammenhang die Gegenüberstellung

von „graphematisch möglichen“ und „orthographisch richtigen Schreibungen“ (S. 10 ff.): So werden für das Wort <Wal> neben der orthographisch korrekten, weil entsprechend kodifizierten, weitere graphematisch mögliche Schreibungen aufgeführt, nämlich <Wahl>, <Waal>, <Vaal> und <Vahl>, da sie alle auf die selbe Art rekodiert werden können (wohingegen <Xngs> aufgrund bestimmter Regularitäten des deutschen Schriftsystems, die im folgenden sorgfältig entwickelt werden, auch graphematisch nicht möglich ist). Die Tatsache, dass „viele Lautungen durch mehr als eine Schreibung rekodierbar gemacht werden können“ (S. 214), stellt zwar für die Orthographie, nicht jedoch für die Graphematik ein Problem dar.

Im Hauptteil werden Regeln für die Rekodierung von Graphemen in Phoneme vorgestellt und hinsichtlich ihrer Brauchbarkeit für den Leser diskutiert. Dabei überzeugen die detaillierte und konsistente Argumentation ebenso wie die ausführliche Diskussion der verwendeten Einheiten, wie z. B. „Buchstabe“ vs. „Graphem“. Jeweils ein Kapitel ist der Schärfung bzw. der Dehnung gewidmet, in welchen stimmigerweise die Korrespondenzen der Vokalbuchstaben behandelt werden.

Neben dem insgesamt überzeugenden Konzept wirft die Arbeit auch einige Fragen auf: Für problematisch, wenn auch legitim, halte ich den segmentalen Ansatz, der die phonologische Gesamtstruktur von Wörtern gänzlich außer acht lässt. So kann Neef beispielsweise nicht erklären, warum in Wörtern wie *Fünfer* oder *Zwölfer* <f> regulär mit [v] korrespondiert (S. 57). Im Rahmen einer differenzierteren Silbenphonologie könnte man argumentieren, dass es im Deutschen eine Tendenz gibt, Fortisobstruenten im Anlaut von Reduktionssilben zu lenisieren, hier wird das Phänomen dagegen als eine „graphematische [Unregelmäßigkeit]“ abgetan, was so aber sicherlich nicht zutrifft. Auch bei der Binnendifferenzierung der Silbe weist die Argumentation stellenweise Brüche auf: Z. B. werden die Diphthonge des Deutschen ohne Berücksichtigung der Silbengipfelposition als tautosyllabische Abfolge „zweier Vokalphone“ betrachtet, die einzeln ausgetauscht werden könnten, mit der Konsequenz, dass man dadurch Minimalpaare wie [ɔɪç] und [dɪç] erhält (S. 32), wohingegen anschließend bei dem Reduktionsvokal [ɐ] jedoch unterschieden wird, ob er in Silbengipfelposition steht oder nicht (S. 33).

Insgesamt handelt es sich hier um eine für die Orthographiediskussion äußerst fruchtbare Darstellung der deutschen Graphematik, nicht zuletzt wegen ihrer streng rationalen Ausrichtung und Gründlichkeit. Dem Autor gelingt es, weitestgehend in dem selbst konstruierten Argumentationsrahmen zu bleiben. Gerade in Zeiten nicht enden wollender Reform-

debatten ist eine solche konsistent theoretische Arbeit notwendig und beinhaltet wichtige Impulse auch für die Schriftdidaktik, von der die Arbeit hoffentlich ebenso rege rezipiert wird, wie von der Fachwissenschaft.

Christina Noack

Braunschweig (c.noack@tu-bs.de)

Monika Rathert: Textures of time. (Studia grammatica, 59). Berlin: Akademie Verlag 2004. 250 Seiten.

BJÖRN ROTHSTEIN

Behandelt werden das deutsche und englische Präsensperfekt und deren Interaktion mit Durativ- (*lang, bis, seit*) und ExtendedNow-Adverbien (*schon immer*). Ziel ist, diese Interaktion aus empirischer und theoretischer Perspektive zu betrachten und zu analysieren. Die Arbeit ist klar aufgebaut und gut strukturiert. Sie ist insgesamt formal ausgerichtet, doch aufgrund des klaren Stils und der vielen graphischen Darstellungen gut zu lesen.

Rathert beginnt mit einem beeindruckenden Forschungsüberblick und weist insbesondere die Reichenbachsche Tradition zurück. Reichenbachs Analyse des Tempus stellt den wohl einflussreichsten Versuch dar, die Tempora des Englischen zu analysieren. Reichenbach (1947) unterscheidet zwischen Sprechzeit (zu der gesprochen wird), Ereigniszeit (zu der das Ereignis stattfindet) und Referenzzeit (zumeist in der Literatur als die Zeit verstanden, relativ zu der die Ereigniszeit lokalisiert wird). Die meisten Reichenbachschen Ansätze analysieren das englische Präsensperfekt als Ereigniszeit vor Referenzzeit und Referenzzeit zu Sprechzeit.

Stattdessen entwickelt die Autorin den mittlerweile recht populären ExtendedNow-Ansatz weiter. Das Präsensperfekt liefert demnach ein Zeitintervall, ein ExtendedNow, innerhalb dessen die Ereigniszeit liegt. Die linke Begrenzung des Intervalls ist unbestimmt, die rechte grenzt im Deutschen an den Sprechzeitpunkt, im Englischen ist sie identisch mit dem Sprechzeitpunkt. Unklar bleibt jedoch, warum dieser Unterschied besteht. Begründet wird diese Wahl von Perfektheorie aufgrund der ExtendedNow-Adverbien, die nach Rathert nur im Präsensperfekt und im Plusquamperfekt, nicht jedoch im Präteritum auftreten und somit ein Argument für die Existenz eines ExtendedNews darstellen.

Mit dem Präsensperfekt interagieren nun beispielsweise Durativadverbien: Sätze wie *John has been to Boston for four weeks* sind ambig zwischen einer existentiellen Lesart, in der John irgendwann in der Vergan-

genheit vier Wochen lang in Boston war und einer universalen Interpretation, in der John seit vier Wochen in Boston ist. Entsprechende Sätze mit topikalisiertem *for*-Adverbial weisen nach Standardauffassung nur die universale Lesart auf. Daher werden allgemein zwei unterschiedliche Perfektbedeutungen, eine existentielle und eine universale, angenommen. Rathert zeigt, dass eine solche Analyse empirisch nicht haltbar ist. Eine existentielle Lesart ist auch mit topikalisiertem *for*-Adverbial möglich. Die verschiedenen Lesarten beruhen daher nach Rathert nicht auf zwei verschiedenen Perfektbedeutungen, sondern entstehen durch Unterspezifikation: Irgendwo im ExtendedNow ist die Ereigniszeit lokalisiert, ihre exakte Position hinsichtlich der rechten Begrenzung ist unterspezifiziert (Seite 175).

Problematisch am empirischen Teil ist die zu einem beträchtlichen Anteil durch *Google* erfolgte Datenerhebung. Die Gründe hierfür sind hinreichend bekannt: Diese Daten können unter anderem erstens oftmals nicht auf muttersprachliche Herkunft überprüft werden und zweitens ist ihre Akzeptabilität häufig diskutabel. Da die Arbeit empirisch ausgerichtet ist und darauf theoretisch aufbaut, ist dies auch für den theoretischen Teil problematisch. Bedauerlich ist ebenfalls, dass viele deutsche Beispiele nur auszugsweise ins Englische übertragen wurden und so die auf Englisch verfasste Arbeit den wohl intendierten Leserkreis nur bedingt erreichen kann.

Insgesamt betrachtet stellt Ratherts Arbeit jedoch einen Fortschritt in der Diskussion um das Perfekt dar, was bei der existierenden Anzahl von bisher erschienenen Forschungsbeiträgen zum Präsensperfekt keineswegs selbstverständlich ist. Insbesondere der Forschungsüberblick sei nachfolgenden Studien ausdrücklich empfohlen.

Björn Rothstein

Stuttgart (bjoern@ifla.uni-stuttgart.de)

Literatur

Reichenbach, Hans (1947): *Elements of Symbolic Logic*. London: MacMillan.

Elly van Gelderen: Grammaticalization as Economy. (Linguistik aktuell, 71) Amsterdam, Philadelphia: John Benjamins 2004. XV + 320 Seiten.

THOMAS STOLZ

Es mag gewagt erscheinen, wenn ein eindeutig der formalen Linguistik zuzuordnendes Werk von einem Funktionalisten besprochen werden soll. Die Unvereinbarkeit der Grundüberzeugungen der genannten Denk-

schulen ist ja bereits von Haspelmath (2000) gut fassbar dargelegt worden. Da die Inkompatibilität nun einmal als bekannt vorausgesetzt werden kann, müsste es doch möglich sein, von den einem unpassend erscheinenden Denkschemata des jeweils anderen zu abstrahieren, um dann die dennoch interessanten Aspekte herausfiltern zu können. Genau dies habe ich bei der Lektüre von *Grammaticalization as Economy* versucht, weil ich mir einen Gesamtüberblick über all das verschaffen möchte, was unter dem Titel Grammatikalisierung firmiert. Das zu besprechende Buch bietet übrigens eine reichhaltige Bibliographie, in der auch die klassischen funktionalistischen Arbeiten zur Grammatikalisierung nicht fehlen.

Elly van Gelderen widmet sich dem Thema der Grammatikalisierung in einem generativen Rahmen und versucht, diachrone Prozesse speziell aus der englischen Sprachgeschichte als Beispiele für die Wirksamkeit von Ökonomieprinzipien darzustellen. In diesem Zusammenhang spielt besonders das Prinzip *Late Merge* (also die Überführung von Phrasen zu Köpfen und von Köpfen zu höheren Köpfen) eine entscheidende Rolle. In dieser Abhandlung bildet der so genannte *Layer Parameter* den Ausgangspunkt für die weitere Argumentation, bei der satzüberschreitende Grammatikalisierung betrachtet wird. Darunter werden Prozesse verstanden, in deren Verlauf polyklausale, d. h. komplexe Sätze in monoklausale, d. h. einfache Sätze überführt werden. Dabei geschieht es typischerweise, dass Elemente eines der beteiligten Sätze in dem Sinne funktionalisiert werden, dass sie satzverknüpfende Funktionen übernehmen und schließlich zu Subordinatoren u. a. m. grammatikalisiert werden. Das Hauptbeispiel für diesen Grammatikalisierungskanal ist in Elly van Gelderen Buch das Englische *that*. Neben dem besonders stark vertretenen Englischen finden sich allerdings auch zahlreiche Beispiele aus einer Reihe von anderen Sprachen, speziell Niederländisch, Deutsch, Schwedisch, Italienisch, Hindi sowie gelegentlich auch Daten aus nicht-indogermanischen Sprachen. Elly van Gelderen stützt sich empirisch auf statistische Erhebungen auf der Basis eines umfänglichen Korpus zu den verschiedenen Perioden der englischen Sprachgeschichte. In diesem Sinne kommen auch korpuslinguistische Verfahrensweisen bei der Beweisführung zum Tragen.

Die Darstellung gliedert sich in 4 Teile mit insgesamt 13 Kapiteln. In Teil 1 werden die verschiedenen Grundbegriffe für die nachfolgende Analyse eingeführt – und zwar nach der allgemeinen Einleitung (S. 3–15) der Begriff der Ökonomie (S. 17–34). Teil 2 ist ganz überwiegend diachronen Aspekten der *Complementizer Phrase* (CP) im Alt- und Mittelenglischen gewidmet (S. 37–131). Danach geht Teil 3 auf die *Inflection Phrase* (IP) und die *Verb Phrase* (VP) detailliert ein, wobei auch verstärkt auf nicht-englische Gegebenheiten Bezug genommen wird (S. 135–248).

Der abschließende Teil 4 (S. 251–274) geht auch auf typologische Aspekte ein, indem generelle Eigenschaften von *Pronominal Argument Languages* diskutiert werden. Dabei kommen polysynthetische Sprachen zur Betrachtung, deren Charakteristika dann mit Alt- und Mittelenglisch verglichen werden. Kapitel 13 bietet dann die Schlussfolgerungen.

Aus der Sicht des funktionalistisch orientierten Grammatikalisierungsforschers ist es besonders interessant zu sehen, dass auch im formalen Ansatz mit dem Problem der Unidirektionalität gekämpft werden muss (S. 264–271). Elly van Gelderen muss sich nämlich mit einer Reihe von potenziellen Gegenbeispielen auseinandersetzen, die auf den ersten Blick eine Umkehrung des Prozesses darstellen, also zum Beispiel dem Prinzip *Late Merge* widersprechen (indem höhere Köpfe gewissermaßen degradiert werden). Wie auch sonst oft beim Stichwort Degrammatikalisierung in der allgemeinen Literatur wird gezeigt, dass die Ausnahmen zum allergrößten Teil nur scheinbar die Unidirektionalität in Frage stellen.

Das Buch ist durchweg gut ediert; mir sind keine sinnentstellenden Druckfehler begegnet. Es besticht durch seine sprachlich klare Argumentation, der auch ein mit dem Modell nicht gut vertrauter Leser leicht folgen kann. Schon wegen der gebotenen Daten aus der englischen Sprachgeschichte kann das Buch all denjenigen zur Lektüre empfohlen werden, die sich auch theoretisch mit Sprachwandel und Grammatikalisierung befassen.

Thomas Stolz

Bremen (stolz@uni-bremen.de)

Literatur

Haspelmath, Martin (2000). Why can't we talk to each other? *Lingua* 110: 235–255.